

Höchste Suizidrate? Inzest? Ach wo, Appenzell ist ein Biotop für Kultur und Offenheit

Appenzeller Inselleben

Appenzell Innerrhoden hat die höchste Suizidrate. Und es ist offenbar immer wieder lustig, die Innerrhoder Inzestgeschichte nachzuerzählen. In Tat und Wahrheit sind die beiden Appenzell aber gute Biotope für kulturelles Treiben, und es spricht mehr für die Offenheit von Inner- und Ausserrhoden als für deren Verslossenheit. Offenheit, wie es sie auf Inseln eben braucht. Ein Text zum Thema Appenzeller Roots.

MICHAEL WALTHER

Ich habe einmal zehn Jahre lang im Appenzeller Land gelebt. Es war auf der anderen Seite des „Lebhags“, einem Zaun aus Haseln, Holunder und Hagebutten. Diesseits des Lebhags war Ausserrhoden, auf der andern Seite Innerrhoden. Aus dem Hühnerstall des kleinen Hofes – die meisten Appenzeller Höfe sind klein – hatte einmal jemand eine Beiz gemacht, für die keine Polizeistunde galt. Denn die Ausserrhoder Polizei ging das Ganze nichts an. Und die Innerrhoder Polizei hat sich die Mühen des Wegs über den Hügel in den andern Kanton niemals auferlegt. Es war sozusagen eine illegale Bauernbar.

Von diesem Wohnort in Innerrhoden aus trug ich, die Wanderschuhe an den Füßen, am 26. November 1989 das Stimmcouvert mit einem Ja zur Abschaffung der schweizerischen Armee über den Saul ins Innerrhodische Schlatt, einem Dorf mit einer Kirche, einem Restaurant, vier, fünf Häusern und vielen weitverstreuten Höfen, weshalb die Beiz rentiert – und die Kirche.

Von dort aus ging ich weiter über Haslen auf die Hundwilerhöhe, wo das Abstimmungsfest der lokalen Gruppe für eine Schweiz ohne Armee stattfand – alles querfeldein beziehungsweise hügel- und –abwärts. Das geht schneller, als wenn man mit dem Auto oder mit der Appenzeller Bahn, meist über St.Gallen, rundherum fährt. Deshalb funktioniert(e) auch die Landsgemeinde, weil im Appenzeller Land jeder Punkt von jedem Punkt aus innert Stunden erreichbar ist, vorausgesetzt, man steht früh auf, geht zügig und kennt die Wege über die Hügel.

Ich hatte auch einmal in Zürich gelebt. Die Stadt schien mir kalt und blieb mir fremd, bis heute. Ich hatte aufgrund der beiden Erfahrungen den Text geschrieben: „Früher gingen die Menschen, wenn sie jung waren und Ideen hatten, von den Dörfern in die Stadt, wo sie in Kaffeehäusern die Köpfe zusammensteckten und den Ideen nachlebten. Heute musst Du, wenn Du jung bist, von den Städten in die Dörfer gehen...“ Das Ganze war auch zu einem Song meiner damaligen Rockband geworden.

Das „Kaffeehaus“ war gemünzt auf das „Odeon“, das in der Zeit, in der ich in Zürich gewesen war, schon seit langem nur noch halb so gross wie früher gewesen war.

Die andere Hälfte ist eine Apotheke. Ausserdem hätte ich im „Odeon“ der späten achtziger Jahre vergeblich Figuren wie James Joyce, Hans Arp, Sophie Taeuber oder Hans Arp gesucht. Nur Männer und Frauen, herausgeputzt, als wären sie gerade einer Boutique entsprungen, die sich wie Pfauen präsentieren – seht, wer ist die, wer ist der Schönste, die Coolste im ganzen Land (Laden). Die schrieben ganz sicher keine Texte, keine Gedichte. Und das ist bis heute so. Einmal nur hatte ich in der Bodega Española, in der es, ob Tag, ob Nacht immer gleich dunkel ist, am hintersten Tisch alt, allein und womöglich einsam Max Frisch sitzen gesehen und ihm, wenn ich mich recht erinnere, als er sich schwerfällig ans Gehen machte, meinen Dank ausgedrückt für das, was er für die GSoA getan hatte. Doch zurück ins Appenzeller Land.

Klar, das Cliché ist ein anderes. Appenzell und Appenzell-Innerrhoden erst recht ist das Synonym für Verschlossen-, nicht für Offenheit. Prominent malte das „Magazin“ des „Tages-Anzeigers“ 1996 die Tatsache, dass die Menschen in den Innerrhoden Krächen am häufigsten Suizid begehen, zu einer grossen Geschichte aus. In ein paar vorgestrigen Witzen über die Appenzeller geht es immer noch um Inzest.

Mir hingegen schien das Appenzeller Land immer als Refugium für Künstlerinnen und Künstler. Ich sah deutlich mehr Anzeichen, die für Offenheit, als solche, die für die Unoffenheit sprachen:

Auf dem Grundstück des besagten Hofes hinter dem Lebhag mit der Beiz hatte einmal Dollar Brand gespielt. Hier lebte längere Zeit der polnische Jazzgeiger Michal Urbaniak, der heute in New York nicht unheimlich musiziert. Am selben Ort oder aber am Hang auf der andern Seite des Dorfs, man weiss es nicht genau, hatte einmal auch für kurze Zeit Paracelsus gelebt.

Zu meiner Zeit lebte auf der andern Seite des Dorfs Peter Waters, einer der kreativsten Pianisten, ein Australier, der es heute noch in Bühler aushält. Man konnte also jeweils abends beim Einnachten vors Haus hinaus gehen und sich über die zweihundert Meter Luftlinie übers Dorf hinweg irgendetwas zuschreien, was wir auch desöfters ausführlich taten.

Ich fühlte mich wohl. Ich sah, kannte und schätzte mehr Künstlerinnen und Künstler als in Zürich, wo sie mir verborgen blieben. Ebenfalls in Bühler lebte und lebt Hans Schweizer, einer der bekannteren und handwerklich besten Maler der Schweiz. Schweizer begann mit der Popart, er lebte in Paris und Kanada; sein Hintergrund ist weniger ein appenzellischer als die neuere russische Malerei und Literatur. Ebenfalls im Appenzeller Land, lange Zeit in Wald und heute ebenfalls in Bühler, lebt der Geiger Paul Giger. Ihm, der „Chartres“ schrieb, ist es hier offenbar geistig nicht zu eng war.

Die meisten dieser Künstlerinnen und Künstler, deren Reihe sich fortsetzen lässt, lebt allerdings in Ausserrhoden. Viele sind Zugezogene. Wer „innen“ lebte, musste immer gehen. Roman Signer beispielsweise zelebrierte seinen Abgang in einer seiner besten Aktionen – ebenfalls im Kraftjahr 1989 –, der „Zündschnur“. Sie führte entlang dem Schienenweg von Appenzell nach St.Gallen. Einen Monat lang wachten

Signer und Freiwillige darüber, dass die Zündschnur nie verlöschte. Von einem Schnurstück zum nächsten wurde das Feuer mit einer kleinen Schwarzpulverflamme übertragen. Die Langsamkeit der Aktion provozierte das Publikum, das Leistung für das Wichtigste hält, während es selber daran zugrunde geht, derart, dass die gehässigsten aller denkbaren Leserbriefe gedruckt und Signer bei einem Attentat auf die Aktion verletzt wurde. Dennoch kam die Zündschnur pünktlich zur Olma im Gaiserbahnhof zu St.Gallen an. Die abgebrannten Zündschnüre waren zu einem Haufen geschichtet. Das war die Skulptur.

Diesen Weg war Signer als Jugendlicher gegangen. Nach St.Gallen in die Stiffti. Dann in die Kunstgewerbeschule. Später nach Polen. Wer etwas werden wollte in Innerrhoden, musste gehen. Innerrhoder sind sie aber immer geblieben. Signer, als er 1998 den Kulturpreis der Stadt St.Gallen erhielt, unterhielt bei seiner Verleihung im Stadttheater von der grossen Bühne hinauf das Publikum über eine Stunde mit Reminiszenzen an die Kindheit im Dorf Appenzell an der Sitter, Anschauungsobjekt all seiner physikalischen Experimente; an den ersten Gang nach St.Gallen in die Epa; an den Umzug nach St.Gallen, wo er noch heute in der Mühleggschlucht lebt: wieder an einem Gewässer. Wer etwas werden wollte, musste gehen. Aber im Innern sind Innerrhoder immer Innerrhoder geblieben. Natürlich nicht nur. Aber das Haus der Kindheit in Appenzell am Fluss, das ist das, was Signer für immer prägte.

Auch eine andere ging – aber nie ganz: Agathe Nisple, die zentrale Figur, wenn es darum geht, dem bunten, herausgeputzten Dorf Appenzell einen andern kulturellen Anstrich zu geben, den der moderneren Zeit. Nisple, Kunstgeschichtlerin und Anwaltsgattin, hatte zuerst jahrelang eine Galerie an der Webergasse in St.Gallen und veranstaltete dort regelmässig Hans Schweizer. 1998 war sie es, die im Dorf Appenzell die Ausstellung „Art und Appenzell“ durchbrachte. Namhafte Kuratorinnen und Kuratoren vermittelten Künstlerinnen und Künstler (aus Zürich, New York, Wien), und die griffen zur Demonstration zeitgenössischer Kunst in einer Umgebung mit reicher kultureller Tradition nach dem öffentlichen Raum – dem des Dorfs Appenzell (ein Dorf, keine Stadt). Viele sind der Auffassung, von ihrer Neuerungskraft her hätte die Veranstaltung nirgendwo das gleiche Aufsehen erregt wie in Appenzell, das damals eine so gute Presse hatte wie kaum einmal zuvor. Die überregionale Kunstkritik sass eben einem Cliché auf und wurde von Agathe Nisple unbemerkt auf dieses Cliché hinaufgeführt: Was, Kunst auf dem Stande der Zeit in Appenzell? Das gibt's doch nicht! Was soll's. Hauptsache, die Sache funktioniert, inszeniert von Nisple mit der Cleverness – „Bauernschläue“ –, die ja auch zum Sortiment der Appenzeller Clichés gehört.

Auch während sie in St.Gallen tätig war und während ihre Kunstvermittlung in Appenzell noch weit weniger anerkannt war als heute, blieb Nisple in Appenzell wohnen. Aus der St.Galler Galerie ging's im VW jeden Abend nach Appenzell zurück, hinauf, rein, nach Hause. Im Zug des Erfolgs von „Art und Appenzell“ zügelt sie jetzt auch ihre Galerie „hinauf“ nach Innerrhoden – nach einem „Chehr über St.Gallen“, der aber notwendig gewesen sei, wie sie selber sagt. Die Roots des Innern Rhoden bleiben immer – und das hat noch weitere Analogien:

Karl Locher, Brauermeister in der fünften Generation, musste gar nicht erst hinausgehen, um etwas zu werden; er kam schon dort zur Welt, Anfang sechziger Jahre in Accra, Ghana, wo sein Vater ein paar Jahre lang eine Brauerei leitete. Locher ist der innovativste Brauer, den es in der Schweiz gibt. Heute gibt es nicht mehr Feldschlösschen und den kleinen, unabhängigen Brauer im Appenzeller Land. Heute gibt es nur noch Locher. Auch später war Locher jahrelang nicht in Appenzell. Als er das erste Knospnbier entwickelte, wenn er als erster wie im Mittelalter wieder im Appenzeller Land selber den Hopfen anbauen liess, wenn er bei Vollmond und bei Leermond an der Braupfanne stand, wie ein Anthroposoph – dann steht dahinter ein Handwerk, mit dem Locher nicht nur aufgewachsen ist, sondern das er auch in Frankreich, Deutschland und England lernte. Von Appenzell hinaus und wieder zurück – und wieder hinaus. Heute fliegt sein Biobier Swissair, Locher ist der Lieferant der Gesellschaft. Lochers „Swiss Mountain Beer“ in der Aludose ist geschmacklich etwas schwächer. Dafür tropenresistent.

Auf Offenheit waren die Appenzeller immer angewiesen. In diesen Hügeln gibt es auch beim besten Willen keine Autarkie. Der sicherste Exportartikel waren folglich die Menschen selber. Gut 15 000 Innerrhoderinnen und Innerrhoder leben heute in Innerrhoden selber. Gleich viele sind es in Zürich, sagt man. Das letzte Drittel lebt überall sonst, von Frankreich bis Neuseeland. Das sind dieselben Verhältnisse wie in Malta. Innerrhoden ist eine Insel. Inseln bestehen, wenn sie offen sind und durch allseits gute Beziehungen dasjenige zu sich herholen, das ihnen fehlt. Und wenn sie ein gutes, eigenes, starkes, kulturelles Selbstverständnis haben. Beides trifft auf Innerrhoden im speziellen zu.

Die ersten, die das Land verliessen, waren die Landsknechte. Die Wörter, die sie nach Hause brachten, spiegeln sich heute noch im Innerrhödler Dialekt. Jede Sprache hat ihre Lehnwörter. In keinem Deutschschweizer Dialekt gibt es so viel Französisches wie im Innerrhodischen, allen voran das „Liberement“, tel-quel der Ausruf für „Tatsächlich!“, „Nicht wahr“, ausserdem „Puweerli“ für Erbsen, „Schachleeber“ für die heimisch gemachte Apfelsorte Jacques Lébert – ein Jungbaum war in Innerrhoden lange Zeit das Geschenk zum Schulabgang; oder halt eben das „Selewie!“.

Ein Inselleben mit knappen Ressourcen ist ein Nischenleben. Wenn es heute die Brauerei Locher noch gibt, während die Globalität ansonsten alles Nationale im Bier aufgesogen hat, wegglühte, dann dank einer Reihe von spezialisierten Nischenprodukten von einer hohen Qualität. Auch das eine appenzellische Tradition: Während im 17. Jahrhundert in Ausserrhoden der Webhandel und die Webproduktion von den Zellwegern professionalisiert wurden, blieben die Innerrhoderinnen bei der Handstickerei. Es gab Stickereien, die so spezialisiert waren, dass sie von Hand zu Hand weitergegeben wurden, weil einige Stiche nur von einzelnen Frauen beherrscht wurden. Die Arbeiten waren so teuer, dass sie nur von Königen, Kaisern und Zaren bezahlt werden konnten. Den schwungvollen Zwischenhandel betrieben allerdings die St.Galler. Auf die Handstickerei zurück geht aber der Chic der Innerrhoderinnen – auch ein appenzellisches Cliché. Demgemäss ist „die Appenzellerin“ eine schöne, nicht übergrosse, gutgebaute Frau mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen, fast einem zigeunerhaften Ausdruck.

Angetan war sie mit der neusten Pariser Mode, über die sie, der Handstickerei wegen, auf dem Laufenden sein musste. Innerrhoderinnen (und Ausserrhoderinnen) arbeiteten auch nicht im Stall. Und mit dem Modebewusstsein und ausgesuchten Geschmack hat es zu tun, dass die Anfang des 20. Jahrhunderts aufgekommene Sonntagstracht der Frauen in ihrer farblichen Abstimmung – Schwarz und profunde Violett, Grün, Blau und Bordeaux – ihresgleichen sucht.

Demgegenüber stand im Ausserrhodischen der industriellen Weberei Tür und Tor offen. In Trogen – im heimlichen Hauptort des Kantons Ausserrhoden; hier, nicht in Herisau war ja auch die Landsgemeinde – geht der Blick von der „Insel“ aufs (schwäbische) Meer hinaus. (Man wird staunen, wenn man einmal tausend Kilometer von Bühler oder Trogen entfernt durchs Baskenland reist und merkt, dass einen Hügelzug hinter dem Meer die genau gleiche grüne Hügelland- und Milchwirtschaft besteht, wie in Appenzell.)

Hier in Trogen liessen die Zellweger, zunächst Auswärtige, die in Trogen als Wirten begonnen und sich hernach zu steinreichen Kaufleuten und Aristokraten entwickelt hatten, keinen Hang, kein „Heimet“ aus, um nicht doch noch einen Webkeller einzurichten. In ihrer dritten Generation waren die Zellweger in der Schweiz unter den Reichsten zehnten, die Zellweger-Paläste in Trogen die grössten Privathäuser in der Schweiz. Sie waren Bilingue, die ihre Jugend in Lyon oder Genua verbracht hatten. Die Zellweger-Häuser haben keinen Holder gegen Westen. Es sind Paläste im barocken oder klassizistischen Stil, einer davon, das Fünfeckhaus, der Nachbau eines genovesischen Palasts. Sie verdienten natürlich; nicht die Weber an den Hängen in den dumpfen, niederen Kellern. Das massenhaft produzierte Leinen war konjunkturabhängig. Die Bauern im Neben- und Weber im Hauptberuf waren also die Manövriermasse. Die Zellweger schöpften den Mehrwert ab, liessen sich an der Landsgemeinde als politische Herrscher feiern und amtierten obendrein als Staatsbankiers. Der Tuchhandel war weder durch den Katholizismus noch durch die Zünfte eingeschränkt, wie in St.Gallen, wo das „Gütesiegel Trogen“ nach Jahrhunderten von Jahren das Leinwandschaumonopol brach.

Auch dies ein Cliché, dass der Bodensee etwas mit all dem zu tun habe. Man wird es nicht nachweisen können. Aber behaupten, dass die Stimmung in Trogen eine offnere ist als im zwischen Rosen- und Freudenberg verklemmten St.Gallen – die „Arschfalte“ in der Meienbergschen Diktion.

Der Leinwandhandel war nicht die einzige Domäne, in der die Appenzeller die St.Galler abhängten. Seit Ende des 19. Jahrhunderts ein Gaiser Käser auf die Idee kam, Molke als heilsam anzupreisen – ungesund ist sie jedenfalls nicht –, boomte in Appenzell der Tourismus. Engländische, deutsche, französische und russische Kundschaft war zu jener Zeit in Gais, Trogen, im „Kurort“ Heiden und in Herisau in einem Ausmass vertreten wie sonst in der Schweiz nur noch im Berner Oberland und in Luzern. In beiden Appenzell gibt es x Quellen und heute noch Dutzende Orte mit dem Zunamen -bad – Weiss-, Jakobs- und Heinrichsbad sind die berühmteren davon. Das Weissbad hat sich bis heute erhalten. In einem ähnlichen Ausmass gab es den Tourismus im Kanton St.Gallen bloss in Bad Ragaz. Die Koch- und Haushaltungsschule, die dem Heinrichsbad angeschlossen war, zog aus ganz

Europa Töchter aus gutem Hause an, bis der erste Weltkrieg begann und das Morden wichtiger wurde als gediegenes Haushalten.

Der Tourismus zwingt zur Offenheit. „Man musste sich anpassen, um ins Geschäft zu kommen“, sagt Roland Inauen, Volkskundler und Konservator im Museum Appenzell. Auch das, was den Touristen am Dorf Appenzell bis heute so gefällt, hat ein Hergekommener gemacht, der Maler Johannes Hugentobler, der vor dem Zweiten Weltkrieg zuzog. Bis dahin war das Dorf farblos, grau und braun gewesen. Dann gab einer Hugentobler den Auftrag geben, sein Haus farbig anzumalen, einfach so. Am Schluss wollten das fast alle. Appenzell ist heute in fassadenfarblicher Hinsicht ein schweizerisches Murano.

Überhaupt die Farben. Niemand weiss, wieso die Bauernhäuser in Innerrhoden ausgerechnet in den Farben Ocker, Dunkelrot und Dunkelgrün angemalt sind, ocker die Fassade, dunkelrot die Tore und dunkelgrün die Läden, und niemand weiss, wieso ausgerechnet die Gaden (Scheunen), während die Wohnhäuser nur weisslich, bräunlich oder gräulich sind. Aber an diesen Farben kann man Innerrhoden erkennen. Wenn man das sieht, weiss man, man ist hier. Das gibt es sonst nirgendwo. Und solange es das gibt, gibt es Innerrhoden. Wenn man allerdings heute die paar Kilometer, die den innern Rhoden bedeuten, abfährt, sieht man etliche verlotterte Häuser mit blinden Fenstern. Appenzell Dorf hat einige neue Steuerzahlende angesiedelt, aber nicht solche, die sich für das Instandhalten der Bauernhäuser interessieren.

Die Farben sind einfach da, auch in der Tracht, die zur leuchtendsten in der Schweiz gehört. Wahrscheinlich ist es der Katholizismus, die hinter der Lust an den Farben steckt. Doch die Farben Gelb und Rot der Männertracht lassen auch Nichtkatholiken nicht kalt. Erstens hat Ausserrhoden dieselbe Tracht; es ist die Tracht rund um den Säntis. Zweitens mögen sie auch die Touristinnen und Touristen. Dass die Farben im Kontrast stehen sollen zur Umgebung ist nicht der Fall. Wie knallig grün die Landschaft ist, demonstriert in aller Welt die Appenzeller-Käse-Werbung. Im Unterschied zum Alpenraum ist es in der appenzellischen voralpinen Zone nicht lichtarm. Das Land ist breiter. Wer am Sonnenhang wohnt, steht ohnehin im Licht, wer den Schattenhang bewohnt, schaut gern dem Licht auf der andern Seite zu.

Diese Dinge sind es, die die Authentizität ausmachen. Sie bringen so garantiert, wie echter Appenzeller Käse echt ist, die Gäste aus England zum Ausflippen, wenn sie vom Kasten hinunter gen Brülisau wandern, mit den Häuslein, der Kirche, den Kühlein, den überall verstreuten und drappierten. In Appenzell ist die Authentizität noch gelebter, noch weniger Masche oder verkaufte Produkt als beispielsweise in St. Moritz. Und das spürt die Kundschaft. Die Geschichte hat allerdings zwei Seiten. Je mehr das Image des Authentischen verkauft und hernach konsumiert, genossen wird, um so mehr geht es mit der Authentizität Sitter-abwärts. „Nicht sitzenbleiben auf dem Cliché, die Marke weiterentwickeln“, ist daher das, was Roland Inauen fordert. In Appenzell kann sich eben niemand dem Markenbewusstsein entziehen – auch ein Volkskundler nicht.

Noch etwas verleiht dem Appenzell Authentizität, die Musik. Aber nicht nur der absoluten Klassemusiker wegen, die es in beiden Appenzell gibt. Sondern weil sie schlicht vom Material her die beste Volksmusik ist. Im Unterschied zu der der andern Kantone ist sie nämlich fähig, von Dur nach Moll zu modulieren, statt „Landuf, landab“ Fröhlichkeit in Dur zu reiten. Die Mollfärbungen hat sie gemein mit den Volksmusiken des Balkan – auch das ein Zeichen für Offenheit und auch das ein Cliché. Die genaue Herkunft der Einflüsse ist nicht nachgewiesen. Klar ist nur, dass die Zusammensetzung der Appenzeller Volksmusik Bass – Geige – Hackbrett ausserordentlich ist, dass das Hackbrett Wurzeln entweder hier oder im Balkan hat und sich auch an beiden Orten erhielt.

Auch bei der Infrastruktur hat Appenzell (Innerrhoden) Glück gehabt. Sie ist nämlich noch intakt, während im Ausserrhodischen alles bachab ging: Zuerst die Kantonalbank aus bis heute noch nicht ausgeleuchteten Gründen. Dann die „Appenzeller Zeitung“ – bei ihrer Gründung 1828 die erste unzensurierte Zeitung in der Schweiz; noch heute ist das Appenzeller Medienhaus ein engagierter Buchverlag, während die Zeitung dem „St.Galler Tagblatt“-/NZZ-Monopol untersteht. Und als Reflex auf das Kantonalbank-Debakel schafften die Ausserrhoderinnen und Ausserrhoder im Herbst 1997 dann auch noch die Landsgemeinde ab. „Seither ist das Prestige Innerrhodens noch gestiegen“, sagt Roland Inauen. Innerrhoden habe aber einfach „Glück“ gehabt, dass es den „Volksfreund“, dessen publizistisches Gewicht man nicht überbewerten soll, noch gibt; dass die Innerrhoder Kantonalbank verantwortlicher wirtschaftete, sprich kein Puff in Genf finanzierte – unter anderem. Die Landsgemeinde als Institution, die dem abstrakten Gebilde Staat ein Gesicht gibt, hielt sich in Innerrhoden auch seiner Kleinheit wegen, während sie in Ausserrhoden auch der Grösse der Population wegen problematisch wurde.

Innerrhoden ist eben wirklich klein. Und blufft auch gut. Der Appenzeller Käse ist in einer wesentlich kleinräumigeren Landschaft beheimatet als der Emmentaler Käse, ist aber kaum weniger bekannt. Die Firma „Appenzeller Käse“ wie zum Beispiel die Firma „Appenzeller Alpenbitter“ in der Sitterschlaufe, gibt es gar nicht. Das Logo Appenzeller Käse steht auf einem halben Dutzend Käsereien im Halbkanton, Familienbetrieben, kleinen, nicht einmal mittleren Unternehmen. Auch wird der Käse nicht im Kanton gefertigt. Die Laibe kommen aus St.Gallen und dem Thurgau. Dafür arbeitet die Marke bei der Werbung mit authentischen Figuren. Das Personal der Werbefilme schläft und isst in richtigen Höfen, sitzt zweimal täglich unter den Kühen. „Wir haben einen Ursprung“, heisst es bei der Geschäftsstelle Appenzeller Käse GmbH – den die anderen Marken häufig mithilfe von Werbeagenturen erfinden müssen. 70 Prozent des Käses wird im Kanton St.Gallen produziert. Nur die Veredelung, die Reifung in den Kellern, mit der speziellen Sülze, die dann wiederum aus dem Hause Alpenbitter stammt, findet noch auf Politischem Boden Appenzell statt.

Veredelt wurde in Appenzell jüngst auch eine Bundesrätin. Der Käse hat eine eigene Rinde. Die aus dem kleinsten Kanton der Schweiz stammenden politischen Figuren haben ebenso ein eigenes Gepräge. Ein Regierungsrat im Innerrhodischen, der sich mit sechs Kollegen 15000 Seelen teilt, hat keine grössere Machtfülle als ein Stadtrat von Effretikon. Aber er steht ganz anders da. Das hat Meienberg in seinem Porträt

über den früheren Regierungs-, National- und Ständerat Raymond Broger klargemacht. Ein unklar wirkender HSG-Professor zeigt als Bundesrat Koller schliesslich Kontur. Und auch ein „Haudegen“ wie Carlo Schmid hört seinen Bürgern zu. Sie leben in der kleinsten Demokratie der Welt als einer der Ihren und gegenüber dem Rest der Welt als wie die Fürsten. Sie stehen da wie Napoleone in ihrem Reich, auch wenn es klein ist. Auch wenn es nur eine Insel ist. Weit hinten zwar, materiell unautark, aber mit mehr Gefühl für die eigenen Roots, mit mehr kultureller und geistiger Autarkie als tout Zürich – finde ich.

Für die Informationen, Gespräche und das Zurechtlegen während des Recherchierens danke ich Matthias Weishaupt, Kantonsbibliothekar Appenzell-Ausserrhoden, Trogen, und Roland Inauen, Konservator am Museum Appenzell, Appenzell.

Dezember 2000

Erschienen im Januar 2000 in der Appenzeller Nummer der Berner Kulturzeitschrift „Eigenart“.